

Pressekonferenz, 26. November 2010

Meine Aufgabe ist es, einige Worte zur Arbeitsweise zu sagen, die zu dem heute vorzustellenden Werk geführt hat. Ich möchte daher kurz auf das wissenschaftliche Konzept eingehen, das dahintersteckt. Rein Operatives blende ich weitgehend aus.

Beginnen muss ich mit der Terminologie, welche die Kommunikation mit dem PI beherrschte – und natürlich auch zwischen uns Autoren: Da war immer die Rede vom „sprachgruppenübergreifenden Geschichtsbuch“ – auch die an Sie ergangene Einladung zur heutigen Vorstellung erfolgte unter diesem Titel. Nun ist das freilich stilistisch ein hässliches Wort, aber wichtiger ist doch das Programm, das es bezeichnet. Ich möchte den Fokus auf „über“ gesetzt sehen, d. h. darüber stehend. Sie können das als Metapher für die klassische Synthese nehmen, jenes Ergebnis eines echten Dialogs, der zu wesentlich mehr führt als zu einem bloßen Kompromiss: Bei einem solchen würde man sich in der Mitte treffen, aber vom Eigenen etwas abgeben. Da wäre dann, auf unsere Situation bezogen, allenfalls das – ästhetisch übrigens nicht minder reizlose – Wort „interethnisch“ herausgekommen, das, was niemand wollen kann. Eine Synthese ist aber mehr als eine Summe, es ist die Aufhebung zweier Positionen, deren Erhebung auf eine höhere Ebene, und das Ergebnis – hoffentlich – ein Ganzes, das mehr ist als die Summe der Teile. Ein Dialog ist eine echte, gemeinsame, von Respekt geleitete Suche nach der Wahrheit.

Diese philosophisch anmutenden Worte spricht eine ganz und gar unpolitische Autorin, eine, die den Dialog als glühende Verfechterin klassischer Bildung schätzt, deren Anwältin sie auch von Berufs wegen ist, und eine Wissenschaftlerin, der es darum geht – auf sicherer theoretischer Grundlage – zu fragen, „wie es eigentlich gewesen ist“. Hier sei auch gesagt, dass Kollege Romeo von seiner Tätigkeit her haargenau dasselbe Profil besitzt.

Wir haben beide durch die gemeinsame Arbeit viel gelernt – nicht zuletzt durch das Übersetzen vom Italienischen ins Deutsche und umgekehrt. Wie jede Übersetzungstätigkeit hat auch die unsere gezeigt, was wie eine Binsenweisheit klingt, aber doch immer wieder in Erinnerung gerufen werden muss, nämlich dass Denken in der Sprache erfolgt und dass Begriffe nicht 1:1 übernommen werden können.

Sehr intensive Überlegungen haben wir dem Finden eines passenden Titels gewidmet. Für den Zeitraum, den der erste Band abdeckt, von einem „Land Tirol“ zu sprechen, wäre ja unsinnig gewesen, weil dieses erst am Ende des 13. Jhs. entstand, und daher entschlossen wir uns für eine vornehmlich räumliche Umschreibung unseres Themas und wählten als Titel „Der Tiroler Raum“ / „L'area tirolese“.

Der Raum ist für den Historiker ja eine durchaus etablierte Kategorie. Zumal in Deutschland hat die **Landesgeschichte** als Disziplin eine solide Verankerung; es gibt dort sogar eigene Lehrstühle für dieses Fach. Unabhängig von sich ändernden Herrschafts- und Wirtschaftsstrukturen besteht im Bewusstsein der Einwohner eines Raumes ein identitätsstiftendes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das auch ein Gegengewicht zu Globalisierung und Einebnung der Kulturen sein kann. Bezeichnend ist,

dass nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in sehr vielen Ortschaften der ehemaligen DDR Geschichtsvereine fast explosionsartig neu entstanden. Denn 1952 waren die Länder aufgehoben worden, und man hatte der Landesgeschichte geographischen Determinismus vorgeworfen – was die Menschen offensichtlich nicht verkrafteten. Aber auch in der nicht in derlei Weise vereinnahmten Wissenschaft wurden gegen den Begriff Bedenken laut, z. B. dass Landesgeschichte im Dienst der Politik stehe und die Rolle der älteren Hofhistoriographie übernommen habe.

Als Alternative wurde das Konzept der **Regionalgeschichte** entwickelt. Sie beschäftigt sich mit geographischen Räumen, die nicht durch staatliche oder teilstaatliche Einheiten definiert sind, und öffnet sich im interdisziplinären Zugriff auch den Nachbarwissenschaften. Die Regionalgeschichte orientierte sich an der französischen Sozialgeschichte im Stil der „Annales“ und bezog daher auch Mentalitätsgeschichte und Alltagsgeschichte in ihre Überlegungen ein. Auch die Historische Sozialwissenschaft wurde stark rezipiert. Und – für ein Schulbuch ganz wichtig: Regionalgeschichte wiederholt nicht einfach, was man aus der Nationalgeschichte ohnedies weiß, sondern liefert dieser neue Bausteine.

Heute ist man sich im Klaren, dass es zu kurz griffe, der Landesgeschichte vornehmlich die Ereignisse, der Regionalgeschichte hingegen die modernen analytischen Methoden zuzuschreiben, und man schätzt wieder die Berührungspunkte. Man hat mittlerweile erkannt, dass beide zwischen der Makroebene der allgemeinen Geschichte und der Mikroebene des kleinen Raumes liegen.

Mikrogeschichte darf nicht einfach mit Dorfchronik alten Stils gleichgesetzt werden, auch nicht mit Lokalgeschichte oder gar mit einem Kult des Lokalpatriotismus. Sie wählt den mikroskopischen Blick, um Fragen grundsätzlicher Natur genauer zu stellen, und hinterfragt die Modelle der allgemeinen Geschichte. **Sie schaut nicht das Kleine an, sondern schaut im Kleinen** (Ernst Hanisch).

„Im Kleinen schauen“ will auch unser Buch: Die Schüler sollen lernen, Zentralperspektiven zu überprüfen und Multiperspektiven herzustellen. Das Regionale dient zur Verdeutlichung allgemeiner Tendenzen. Ich darf mich hierbei auf ganz große Namen unserer Zunft berufen: Jan Huizinga betonte, Form und Zusammenhänge ließen sich im Lokalen ebenso entdecken wie im Universalen, und der französische Historiker Lucien Febvre sprach von *histoire totale*. Claudio Magris schrieb in seinem schönen Buch „Die Welt en gros und en detail“, es gebe „eine **Provinz ohne kleinkarierte Eifersüchteleien**, oft mit mehr Leben und Intelligenz als in den so genannten großen Zentren“.

Kleinkarietheit und Engstirnigkeit zu bekämpfen ist – wie wir meinen – eine der vorrangigen Aufgaben von uns Lehrern, und es ist unser gemeinsamer Wunsch, diese Botschaft auch den Lesern unseres Buches außerhalb der Schule zu vermitteln.

Erika Kustatscher